

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Helmut Schelsky

Soziologie der Sexualität

Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und
Gesellschaft

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

INHALTSVERZEICHNIS

ENZYKLOPÄDISCHES STICHWORT

SOZIOLOGIE DER SEXUALITÄT 129

*(Zur vorherigen Lektüre empfohlene Einführung in den
Problembereich, dem das Thema entstammt)*

I. VORWORT 7

II. SOZIAL-ANTHROPOLOGISCHE GRUNDLAGEN
DER MENSCHLICHEN SEXUALITÄT 11

III. DIE INSTITUTIONALISIERUNG DER ROLLE
DER GESCHLECHTER

1. DIE SOZIALE POLARISIERUNG DER GESCHLECHTER 16

2. WEITERE SOZIALE DIFFERENZIERUNGEN
DER GESCHLECHTERROLLEN 23

IV. EHELICHE UND AUSSEREHELICHE
GESCHLECHTSBEZIEHUNGEN

1. DIE EHE KEINE PRIMÄR SEXUELLE INSTITUTION 27

2. DIE EHE ALS SOZIALE REGULIERUNG DER
GESCHLECHTSBEZIEHUNGEN 30

3. PROSTITUTION 39

V. SEXUALMORAL UND GESELLSCHAFT

1. ÜBER DIE ABSOLUTEIT SEXUELLER NORMEN 48

2. DIE MORAL DER KINSEY-REPORTE 51

3. DIE ABNORMEN UND DIE GESELLSCHAFT 59

4. SOZIALE FAKTOREN DER HOMOSEXUALITÄT 75

VI. DIE SOZIALEN NEUTRALISATIONEN
DER SEXUALITÄT

1. DIE INZESTVERBOTE 88

2. DIE GESCHLECHTLICHE ASKESE UND IHRE FOLGEN
FÜR DIE KULTURENTWICKLUNG 93

VII. DER ZEITCHARAKTER DER SEXUALITÄT	
1. DAS GESCHICHTLICHE VERSTÄNDNIS DER SEXUALITÄT	102
2. DIE PSYCHOLOGISIERUNG DER SEXUALITÄT	107
3. SEXUALITÄT ALS KONSUM	118
ÜBER DEN VERFASSEN	134
ERKLÄRUNG EINIGER FACHAUSDRÜCKE	136
LITERATURHINWEISE	138
NAMEN- UND SACHREGISTER	144

II. SOZIAL-ANTHROPOLOGISCHE GRUNDLAGEN DER MENSCHLICHEN SEXUALITÄT

Die neueren sozialwissenschaftlichen Theorien der Sexualität wenden sich zunächst gegen die in der älteren Soziologie vielfach vertretene Ansicht, die Sexualität des Menschen stelle ein biologisch in seinem Ablauf so gesichertes Instinktverhalten dar, daß eine Soziallehre der Geschlechtlichkeit in ihr einen präsozial weitgehend festgelegten Verhaltenskomplex einfach aufzunehmen habe oder gar von ihm soziale Beziehungen und Formen in ihrer Struktur deduzieren könne. Die moderne Anthropologie und die auf ihr aufbauenden Kulturlehren, wie sie in den Werken von BRONISLAW MALINOWSKI, MARGARET MEAD, RUTH BENEDICT, CLYDE KLUCKHOHN, ARNOLD GEHLEN u. a. vorliegen, sehen in der Sexualität wie in anderen biologisch bedingten Antrieben des Menschen eher weitgehend unspezialisierte Grundbedürfnisse, die gerade wegen ihrer biologischen Ungesicherheit und Plastizität der Formung und Führung durch soziale Normierung und durch Stabilisierung zu konkreten Dauerinteressen in einem kulturellen Überbau von Institutionen bedürfen, damit die Erfüllung schon des biologischen Zweckes, so im Falle der Sexualität etwa die Fortpflanzung, sichergestellt ist.

Von dem in seiner Auslösung, seinem Ablauf und seinem Gattungszweck instinktgesicherten Sexualverhalten der Tiere, wie es vor allem KONRAD LORENZ in seinen tierpsychologischen Untersuchungen geklärt hat, unterscheidet sich die biologische Situation der menschlichen Geschlechtlichkeit in zwei wesentlichen Merkmalen, die zugleich die Grundlage ihrer sozialen Formung ausmachen: in einer weitgehenden Instinktreduktion, die mit der Bildung eines sexuellen Antriebsüberschusses Hand in Hand geht, und in der Ablösbarkeit des sinnlichen Lustgefühls vom biologischen Gattungszweck, womit die Lust als ein neuer Zweck des Sexualverhaltens unmittelbar intendierbar wird.

Eine der entscheidenden Abweichungen des menschlichen vom tierischen Geschlechtsleben besteht im Fehlen des jahreszeitlichen Rhythmus der sexuellen Antriebe (Brunstzeiten). Infolge der *Daueraktualität* des menschlichen Geschlechtstriebes, verbunden mit seiner Hypertrophierung unter einigermaßen günstigen Umweltbedingungen, entsteht ein sexueller *Antriebsüberschuß*, der nur in den seltensten Fällen in rein sexuellen Verhaltensweisen unterzubringen ist. Dieser Erhöhung der sexuellen Triebenergien steht nun auf der anderen Seite ein Abbau der organischen Kontrollen und Sicherungen dieses Verhaltens im Sinne biologischer Zweckmäßigkeit gegen-

über: der Mensch verfügt weder im Einsatz noch im Ablauf seines Sexualverhaltens über eindeutige Instinktmechanismen oder feste <angeborene Schemata> (LORENZ) der Reizauslösung; obwohl zweifellos in der menschlichen Sinneswahrnehmung einige Reste sexueller Instinktschemata auffindbar sind (sexuelle Düfte, spezifische Formen des weiblichen und männlichen Körpers u. a.), hat die allgemeine *Instinktreduktion* doch zu einer fast universalen *Plastizität* (GEHLEN) des menschlichen Sexualverhaltens geführt. In diesem Antriebsüberschuß und der Instinktungsicherheit des menschlichen Sexualverhaltens steckt also eine außerordentliche Gefährdung des biologischen Wesens Mensch, die man als eine Tendenz zur Pansexualität und, sofern alles Sexualverhalten wesentlich auf Kommunikation zwischen mehreren Individuen zielt, als einen Zug zur unregelmäßigen Promiskuität bestimmen kann. (Die ältere Soziologie hat nie erkannt, daß die Vorstellung einer unregelmäßigen geschlechtlichen Promiskuität einen vorkulturellen Tatbestand, allenfalls einen Zustand des biologischen Verfalls des Kulturwesens Mensch meint und daher als Begriff einer Sozialform der menschlichen Geschlechtsbeziehungen in einer Kulturwissenschaft von vornherein illegitim ist.)

In dieser biologischen Gefährdung des menschlichen Trieblebens liegt nun aber zugleich seine kulturelle Chance: indem der Mensch dem Zwang der Umweltgebundenheit und der Instinktstarre entronnen ist, kann und muß er über seine Antriebe in bewußten Handlungen verfügen; daß das menschliche Triebleben auf kulturelle Führung und Regelung angewiesen ist, stellt die Grundeinsicht dar, die die neuere deutsche philosophische Anthropologie (MAX SCHELER, HELMUTH PLESSNER, ARNOLD GEHLEN) herausgearbeitet hat und die von der Humanbiologie heute als Grundlage angenommen ist (vgl. z. B. ADOLF PORTMANN, OTTO STORCH u. a.). Dieser Notwendigkeit der kulturellen Führung unterliegen insbesondere alle menschlichen Triebenergien, die auf ein Handeln unter mehreren Individuen zielen: *die kulturelle Überformung der sexuellen Antriebe gehört sicherlich ebenso zu den ursprünglichen Kulturleistungen und Existenzanforderungen des Menschen wie Werkzeug und Sprache*, ja, es spricht nichts dagegen, in dieser Regelung der Geschlechts- und Fortpflanzungsbeziehungen des Menschen die primäre Sozialform alles menschlichen Verhaltens zu erblicken.

Die Leistungen des kulturellen Überbaus von Sozialformen gegenüber der geschilderten sexuellen Antriebsstruktur des Menschen gehen in zweierlei Richtungen: zunächst bedeutet die soziale Regelung der Geschlechtsbeziehungen eine Kontrolle und Zucht zur biologischen Zweckmäßigkeit, insofern das biologisch ungesicherte Se-

xualverhalten durch soziale Einschränkungen auf Dauerinteressen und Selektivität der Sexualziele eingestellt wird; «culture channels biological process» (CLYDE KLUCKHOHN). Dabei erweist sich die instinktschematisch ungesicherte Plastizität menschlicher Sexualbedürfnisse gerade als eine Chance zur Ausbildung einer höheren Selektivität der Sexualziele, die über den bloßen Gattungszweck hinausführt und die Einfügung von seelischen, kulturellen oder sozialen Differenzierungen in die sexuelle Antriebssphäre ermöglicht. Weiterhin bewirkt der kulturelle Überbau die Ablenkung der im Geschlechtsverhalten nicht unterzubringenden Energien auf nichtsexuelle oder pseudosexuelle Ziele. Indem sich aus den sozialen Institutionen, die das Triebleben regeln, institutionseigene Bedürfnisse entwickeln, die aber in ihrer Energiezufuhr auf sexuelle und andere primär biologische Triebquellen angewiesen sind, pendeln diese Institutionen in ihrer Entwicklung *ständig in der Waage zwischen Ent- und Resexualisierung*. Dies sowie die Tatsache, daß in den Formen dieses kulturellen Überbaus stets andere als sexuelle Grundantriebe zugleich mit aufgenommen und geregelt sind, macht die Analyse sozialer Gebilde in ihrer Beziehung zur Sexualität so außergewöhnlich schwierig.

Eine weitere Grundlage für die kulturelle Formung des sexuellen Verhaltens müssen wir darin sehen, daß die *Lustempfindung des Triebverhaltens beim Menschen vom Gattungszweck* ablösbar ist und zum eigenständigen Motiv bewußter Handlungen zu werden vermag. Indem die Sinneswahrnehmung des Menschen ihre organische Verwurzelung in bestimmten umweltgebundenen Funktionskreisen löst, gewinnt sie zugleich die Verfügbarkeit über das alles tierische Triebverhalten nur begleitende Lustgefühl, das jetzt, erhoben der biologischen Zweckmäßigkeit, zum Ziel dieses Verhaltens selbst werden kann. Diese *Akzentuierung des Genusses* hat O. STORCH (16¹, S. 23 f.) für die Funktion der menschlichen Ernährung als Grundlage der menschlichen «Kochkultur» nachgewiesen: indem sich die Geschmacksqualitäten von der Funktion der bloßen Nahrungsaufnahme freisetzen lassen und um ihrer selbst willen erstrebt werden können, schaffen sie erst den eigentümlichen menschlichen Anreiz, Geschmacks- und Genußbedürfnisse um ihrer selbst willen zu verfolgen und diese daher als hohe kulturelle Differenzierung in die Formen der Nahrungsaufnahme einzubauen. So gehört das reine

¹ Diese und alle folgenden Zahlen unmittelbar hinter den Autorennamen verweisen auf die laufende Nummer des Literaturverzeichnisses im Anhang dieses Bandes.

Genußmittel von vornherein ebenso zu den Wesenseigentümlichkeiten des Menschen wie die Verfolgung der bloßen geschlechtlichen Lust um ihrer selbst willen. Die primäre biologische Funktionslosigkeit dieser beiden autonomen Genuß- oder Lusttendenzen bedingt dann auch die in beiden angelegte Steigerung in den *Rausch* als eine nur vom Menschen anzustrebende Befindlichkeit. Von dieser Selbstständigkeit des Genusses her gesehen wird das menschliche Sexualverhalten mit Recht als *Sinnlichkeit* schlechthin bezeichnet. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß fast alle menschlichen Sinnesorgane im Dienst der Sexualität stehen und so – trotz der Verdichtung sexueller Lustempfindungen in den primär sexuellen Zonen des Leibes – die gesamte Leiblichkeit dem Menschen als Organ dieses Lustgewinnes zur Verfügung steht. Dieser realisiert sich nun in den sehr verschiedenen Abstufungen und Distanzverhältnissen leiblicher Sinneskommunikation zwischen den Individuen, zugleich aber als leibliches Selbstgefühl des Einzelnen im Hinblick auf dieses Kommunikationserlebnis.

Dieses im interindividuellen Kontakt auftretende, von der Bindung an einen biologischen Gattungszweck befreite leibliche Luststreben bildet als *Bereich der Erotik* eine stets vorhandene Schicht des menschlichen Sexualverhaltens, die ihrerseits nun genau so der sozialen Formung und Institutionalisierung unterliegt wie die primären Geschlechtsbeziehungen. Da dieser universal-leibliche Lustgewinn keineswegs an den Geschlechtsakt gebunden ist, sondern in jeder noch unmittelbar sinnhaften menschlichen Kommunikation erlebbar ist, besteht praktisch für alle sozialen Gebilde und Verhaltensformen, in denen die Menschen in leiblicher Gegenwart miteinander verkehren, die Möglichkeit der Erotisierung dieser Beziehungen. Eine Soziologie der Erotik sieht sich also von vornherein vor der Aufgabe, nicht nur die Anwesenheit erotischer Triebmomente in den verschiedenen personhaften Formen der sozialen Beziehungen zu diagnostizieren, sondern vorwiegend gerade das Ausmaß und die Art ihrer Neutralisierung und Hemmung als die spezifisch soziale und kulturelle Leistung zu verdeutlichen. Erst die von der leiblichen Präsenz der Person entbundenen abstrakten und großorganisatorischen Sozialbeziehungen der modernen Gesellschaft versagen sich grundsätzlicher dieser Erotisierbarkeit.

Die Ausdehnung dieser Art sexueller Lustimpulse auf jede Form der Sinneswahrnehmung des Menschen erklärt weiterhin, weshalb alle kulturellen Gebilde und Verhaltensformen, die auf der Kultivierung und Differenzierung sinnenhafter Ausdrucks- und Eindrucksweisen beruhen – wie jegliche Kunst, aber auch die Rituale

des religiösen, des kämpferischen Verhaltens usw. — stets in erotischen Lustgewinn ausweitbar sind. Diese Erscheinung wird nun zum sozialen Tatbestand, insofern diese kulturellen Gebilde zu einem künstlichen Medium sinnlicher Kommunikation, zu einem Vehikel der Leiblichkeit werden und damit neue Bereiche und Formen zwischenmenschlicher erotischer Beziehungen schaffen, wie wir sie vor allem in den Auswirkungen der darstellenden Kunst, von den Frauenstatuetten der Steinzeit bis zur modernen Reklame, studieren können.

Schon diese kurze und durchaus fragmentarische Darstellung der anthropologischen Grundlagen der menschlichen Sexualität zeigt also eine biologisch notwendige Angewiesenheit des menschlichen Geschlechtstriebes auf soziale und kulturelle Formung, offenbart aber zugleich die Vielfältigkeit und Ausfaltung dieser sozialen und kulturellen Befriedigungs- und Kontrollmöglichkeiten. Die allseitige Durchdringung menschlicher Handlungsformen mit sexueller Aktivität wie umgekehrt die Entfremdung geschlechtlicher Antriebe in und durch andere Schichten und Impulse menschlichen Verhaltens¹, beides Vorgänge, die sich zudem in dauerndem Wechsel und dynamischem Widerspiel befinden, lassen daher eine präzise Bestimmung, was soziale Formen der Sexualität sind und was nicht, gar nicht zu; eine Soziologie der sexuellen Beziehungen wird daher wesentlich immer im Nachweis bruchstückhafter und wechselbarer sexueller Bezüge innerhalb funktional vielseitiger und umfassender sozialer Gebilde und Verhaltensformen zu bestehen haben.

¹ Von den Biologen hat A. PORTMANN diesen Zusammenhang klar erkannt: «Die andauernde Wirkung der geschlechtlichen Komponente, der auffälligsten unter diesen hormonalen Wirkungen, führt zu einer stetigen, dauernden Sexualisierung aller menschlichen Antriebssysteme einerseits — aber auch zu einer bedeutungsvollen Durchdringung der sexuellen Aktivität mit den stetig wirkenden anderen Motiven menschlichen Verhaltens» (14a, S. 61 f bzw. rde Bd. 20, S. 63 f).

III. DIE INSTITUTIONALISIERUNG DER ROLLE DER GESCHLECHTER

1. DIE SOZIALE POLARISIERUNG DER GESCHLECHTER

Das soziale und kulturelle Leben aller Gesellschaften baut sich in seinen Formen weitgehend auf dem Unterschied der Geschlechter, der Verschiedenheit der Rolle von Mann und Frau, auf. Gemeinhin sieht man in dieser verschiedenen sozialen Rolle einen naturgegebenen biologischen Unterschied, aus dem der soziale und kulturelle Aufbau nur die unumgänglichen Folgerungen für die sozialen Rollen der Geschlechter gezogen hat. Tatsächlich scheint es aber weitgehend umgekehrt zu sein: gerade weil fast alle Gesellschaften in ihren sozialen Verhaltenskonstanten und Institutionen auf dem Unterschied von Mann und Frau beruhen, wird dieser Unterschied nun auch über seine biologische Festgelegtheit hinaus sozial fixiert und mit allen Mitteln der sozialen Sanktionierung und Tabuierung absolut gesetzt, um damit aus dem Bereich der verfügbaren Verhaltensveränderungen ausgeblendet zu werden. Der Glaube an die «Natürlichkeit» der Geschlechtsunterschiede und des daraus folgenden unterschiedlichen sozialen und kulturellen Verhaltens ist selbst nur eine spezifisch moderne Form der sozialen Sanktionierung der Grundlagen der eigenen Kultur und Gesellschaftsverfassung (vgl. S. 48 ff.). Die wirklich vorhandenen biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind demgegenüber verhältnismäßig belanglos und mehr Anlaß als Ursache für die sozial verschiedenartige Formung der Rolle von Mann und Frau im sozialen und kulturellen Leben.

Diese Einsicht, daß *jede Kultur in irgendeiner Weise die Rolle des Mannes und der Frau standardisiert und institutionalisiert*, inhaltlich aber die Bestimmungen, was männliche und weibliche Verhaltensformen und Eigenschaften sind, in den Kulturen sehr verschieden, ja, in vielen Fällen durchaus gegensätzlich getroffen werden, hat vor allem MARG. MEAD (23 b, d) an einem umfassenden ethnologischen Material zu belegen versucht. Wenn sie sagt, daß «das Material uns die Behauptung nahelegt, daß viele, wenn nicht gar alle Wesenszüge, die wir als männlich und weiblich bezeichnet haben, mit der eigentlichen Geschlechtlichkeit ebenso schwach nur verknüpft sind wie die Kleidung, die Umgangsformen und die Art der Frisur, die eine Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt jedem Geschlecht vorschreibt» (23 b, p. 190), so unterbewertet sie dabei zwar die kul-

turell fundamentale Bedeutung der Institutionalisierung der Geschlechterrollen im Vergleich mit zeitlich schneller wechselnden Modenformen des Verhaltens, sieht aber richtig, daß diese Standardisierung der Geschlechtscharaktere und -verhaltenskonstanten im wesentlichen eine soziale *«Superstruktur»* darstellt, die in ihren jeweiligen Bestimmungen sich weit mehr aus den Gestaltungsprinzipien des betreffenden kulturellen Gesamtgefüges als von biologischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern ableiten und verstehen läßt. Der einzige fortführende Einwand gegen diese These hätte darin zu bestehen, daß bei der Abwehr des biologischen Dogmatismus in der Auffassung der Geschlechter hier nun eine falsche Betonung des *«rein Sozialen»* hörbar wird, die das *«Geschlechtliche»* doch wiederum, wenn auch als relativ bedeutungslos, dem *«rein Biologischen»* überläßt, während ja die Angewiesenheit auf die soziale Überformung gerade als *biologisches* Kennzeichen der menschlichen Geschlechtlichkeit aufzufassen wäre und die Ergebnisse MARG. MEADS dazu führen müßten, das Biologische und Kulturelle als untrennbar bereits in der Humanbiologie zu behaupten.

Da sich das Geschlechtliche des Menschen in alle kulturellen Handlungsschichten und Gebilde hin auszufalten vermag, reicht auch die soziale Differenzierung der Geschlechter in alle diese Bereiche hinein, so daß es müßig ist, die Gebiete, in denen diese Rollenverteilung zwischen Mann und Frau durchgeführt ist, einzeln aufzählen zu wollen: sie ist praktisch so universal wie die Sexualisierung menschlicher Handlungsformen überhaupt. Alle soziale und politische Betätigung sowie die sie regelnde Rechtsordnung, insbesondere der Erbgang sozialer Rechte, sind in allen Kulturen mehr und minder von der Unterschiedlichkeit der Rolle der Geschlechter her differenziert; das gleiche gilt für die religiösen, künstlerischen und geselligen Verhaltensformen, ja, diese Differenzierung reicht in manchen Kulturen sogar bis zur Entstehung eigener Frauensprachen, die die Männer nicht verstehen oder schicklicher Weise nicht verstehen dürfen, während andererseits die ebenfalls bis ins Sprachliche gehende Geheimniskrämerei der Männer in ihren Männerbünden und -häusern die umgekehrte Aussonderung des anderen Geschlechtes darstellt.

Diese geschlechtlich zwiegespaltenen Verhaltensformen aller Kulturbereiche können damit zu unabdingbaren sexuellen Reizvoraussetzungen und zugleich sexuellen Befriedigungsmöglichkeiten im Verkehr der Geschlechter untereinander werden, wie sie umgekehrt wiederum auch die Form der Kontrolle und Führung des geschlechtlichen Verhaltens darstellen. Die umfassende Übernahme aller fun-

damentalen und traditionellen Verhaltensformen des gesamten jeweiligen Kulturgefüges durch die heranwachsenden jungen Menschen ist also die *unmittelbarste Sexualerziehung und Prägung der Geschlechtsmoral*, die es überhaupt gibt, da alle kulturellen Verhaltenskonstanten sich eben nur in der Form der jeweiligen Geschlechtskonformität erwerben lassen. Zugleich erkennt man von hier aus, daß alle Geschlechtsmoral in ihrem kulturellen Grundbestand immer «doppelte Moral» ist und sein muß, da es immer zwei Rollen zu stilisieren gilt, deren sozial bedingte Variabilität allerdings auch den Grenz- und Sonderfall möglich macht, diese beiden Verhaltensprinzipien annähernd gleichartig zu standardisieren. Wo die Tendenz dazu mehr ist als eine bloße Mäßigung extrem gegensätzlich gewordener geschlechtlicher Rollenverschiedenheiten, beruht sie fast immer auf einer künstlichen Absonderung und Verselbständigung der Geschlechtsbeziehungen von den übrigen Lebens- und Kulturgebieten, wobei dann allerdings auch immer die Problematik einer gesonderten Sexualerziehung, etwa als «sexuelle Aufklärung», auftaucht. Wird die Gesamtheit kultureller Lebensformen unwirksam gegenüber dem geschlechtlichen Verhalten und dieses autonom, so führt das hier wie da zu einem Abbau von Geformtheiten, also zu Reprimitivisierungen.

Müssen wir die verschiedenartige Formung der geschlechtlichen Rollen als die normale Grundlage des kulturellen Gefüges ansehen, so zeigt uns doch jeder Kulturvergleich, daß der Inhalt dessen, was in einer Kultur als der Unterschied von männlicher und weiblicher Rolle gilt, nun wieder außerordentlich variabel ist; auch interkulturell können wir in all den genannten Lebensbereichen durchaus gegensätzliche soziale Standardisierungen der Geschlechtscharaktere des Männlichen oder des Weiblichen feststellen, so z. B. in der Rechtsordnung die Gegensätzlichkeit von Mutter- und Vaterrecht, die sich widersprechende Bedeutung der Frau oder des Mannes in den verschiedenen Religionen usw. Die Abstufungen des Unterschieds zwischen den Geschlechtern auf allen kulturellen Lebensgebieten und die interkulturelle Variabilität dieses Unterschiedes ergeben zusammen den Grundbestand einer bereits unübersehbaren Fülle sozialer Formen von Geschlechtsbeziehungen.

Nur auf einem Lebensgebiet wollen wir dieser sozialen Rolle der Geschlechter näher nachgehen: auf dem der Produktionsformen der Gesellschaft; gerade an der *geschlechtlich differenzierten Arbeitsteilung* lassen sich vielleicht am besten das Ausmaß und die Berechtigung dieser These von der sozialen Superstruktur des Geschlechtlichen verdeutlichen. Gegen die Behauptung der fast unbeschränk-

ten sozialen Variabilität dessen, was eine Kultur als männlich oder weiblich standardisiert, könnte man schließlich den gleichen Einwand erheben, mit dem sich WILLIAM G. SUMNER in einem nüchternen Satz gegen den Versuch, die Rolle von Mann und Frau möglichst gleichartig zu bestimmen, wendet: «No amount of reasoning, complaining or protesting, can alter the fact that woman bears children and man does not»¹. Gerade in den Arbeits- und Produktionsformen, in denen die körperliche Verfassung stets eine wichtige Rolle spielt, müßten die natürlichen Nachteile der Mutterschaft und Menstruation für das weibliche Geschlecht am klarsten in Erscheinung treten und daher zu einer in allen Kulturen annähernd oder wenigstens in den Grundzügen gleichartigen Verteilung der Arbeitsweisen auf die Geschlechter geführt haben. Ein Überblick über das vorhandene ethnologische Material, wie ihn etwa GOLDENWEISER (19) gibt, zeigt dagegen sehr bald, daß, wenn überhaupt, nur sehr wenige und keineswegs produktionsgrundsätzliche Beschäftigungen ausschließlich von dem einen oder dem anderen Geschlecht praktiziert werden. Die zweifellos vorhandene biologische Behinderung der Frau durch ihre Geschlechtlichkeit erweist sich als durchaus anpassungsfähig gegenüber einer bis in die Gegensätze gehenden Variation der sozialen Verteilung der Arbeitsrollen; daß zudem diese Behinderung in unserer modernen Welt bei weitem überschätzt wird, zeigt jeder Vergleich mit der Arbeitsleistung und -kontinuität der Frau in vielen primitiven Gruppen oder rein bäuerlichen Gesellschaften und hängt vor allem mit der Lebensart zusammen, die unsere soziale Tradition und Sitte der Frau im allgemeinen, besonders aber der schwangeren Frau, auferlegt haben, wobei konstitutionelle Veränderungen in diesem Zusammenhang durchaus zugestanden seien.

So trägt bei Primitiven im allgemeinen die Frau die Last des Ackerbaus — vielfach mit der ideologischen Begründung, daß sie «von Natur aus» dazu bestimmt sei, da sie als Gebälerin allein etwas wachsen lassen könne —, während bei den europäischen und asiatischen Kulturvölkern die Verhältnisse meist umgekehrt liegen. Selbst in den gemeinhin als eigentümlich männlich angesehenen Beschäftigungen der Jagd oder der Kriegsführung oder umgekehrt der als spezifisch weiblich betrachteten des Kochens und der Haushaltsführung gibt es genügend sozial bedingte Ausnahmen: unter den Tasmaniern wird die schwierige Seehundsjagd durch Frauen betrieben, «sie schwammen hinaus zu den Seehundsfelsen, beschlichen die Tiere und erschlugen sie mit Keulen; die Tasmanierfrauen jagten auch das

¹ The Science of Society, Bd. 1. 1927.

Opossum, wobei sie große Bäume erklettern mußten»¹. In der Völkerkunde berühmt ist die sehr kriegerische und grausame Leibgarde des Königs von Dahomey, die aus Frauen bestand; umgekehrt finden wir bei Athenäus, einem griechischen Schriftsteller des 3. Jahrhunderts, den Ausruf: «Wer hat je von einer Frau gehört, die kocht»!² Allerdings haben gerade die industriell-bürokratischen Produktionsbedingungen wiederum einen großen Bestand an geschlechtlich neutralen Arbeits- und Berufsmöglichkeiten geschaffen und sind so ihrerseits zu einer Ursache der modernen Tendenz der Angleichung in der Rolle der Geschlechter geworden. Es bleibe dahingestellt, ob dies nicht eine Begleiterscheinung des Beginns aller großen, epochalen Produktionsveränderungen darstellt und ob daher mit der sozialen Verarbeitung dieser Revolution der Produktionsbedingungen nicht doch wiederum eine geschlechtlich unterschiedlichere Stilisierung auch dieser Art von Arbeitsformen zu erwarten ist.

Indem sich diese soziale Differenzierung der Geschlechter bis in die sublimsten seelischen und geistigen Haltungen hin verzweigt und auswirkt, begründet sie im wesentlichen auch den Gegensatz, den man gemeinhin als den *psychologischen, geistigen oder gar metaphysischen Wesensunterschied und Charakter der Geschlechter* anspricht. Für sehr viele Philosophen und Psychologen ist «das Männliche» und «das Weibliche» heute noch ein absolutes, inhaltlich eindeutig bestimmtes Wesensprinzip, das sich auf den verschiedensten Stufen menschlicher Wirklichkeit ausprägt oder gar in seinem Gegensatz das ganze All durchwaltet. An sich ist diese konstruktive Metaphysik der Geschlechter berechtigt als unbewußte geistige Sanktionierung der darin liegenden sozialen Fundamente unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens; erstaunlich ist nur, wie sich die Denkformen dieses Glaubens auch dort noch blind durchsetzen, wo man ihm geistig entronnen zu sein glaubt und den Mut zu seiner Behauptung längst aufgegeben hat.

Die konsequenteste Durchbrechung dieser metaphysischen Sanktionierung der Geschlechterrollen besteht in der empirisch-statistischen Untersuchung darüber, in welchem Maße sich bestimmte Verhaltensformen oder Eigenschaften in einer repräsentativen Auswahl von Männern und Frauen einer Gesellschaft verteilen. Schon 1917 hatte OTTO LIPMANN (22) solche *experimentellen Untersuchungen der Geschlechtscharaktere* veröffentlicht; heute liegt in den von Terman und Miles (24) an vielen Hunderten von Schülern, Studenten und

¹ R. LINTON, *The Study of Man*, 1936, p. 117.

² Vgl. O. KLINEBERG, *Social Psychology*, 1940.

Erwachsenen aller Berufsgruppen, an Sportlern, Kriminellen und Homosexuellen mit den verschiedensten Arten von Testen und Befragungen durchgeführten Untersuchungen wohl der umfassendste und sorgfältigste Versuch einer experimentellen Bestimmung der charakterlichen Geschlechtsunterschiede vor. Wenn dann als Ergebnis dieser Studien festgestellt wird, daß im großen gesehen die männliche Seite ein starkes Interesse an Heldentaten und Abenteuern, an Beschäftigungen im Freien mit Einsatz körperlicher Leistungsfähigkeit, mit Maschinen und Handwerkszeug, Interesse an Naturwissenschaften, überhaupt an physikalischen Erscheinungen und Erfindungen, gewöhnlich auch an Geschäften und Betrieben bekundet, während die weibliche Seite mehr Interesse an häuslichen Angelegenheiten und an ästhetischen Gegenständen und Betätigungen zeigt und mehr sitzenden Beschäftigungen im Hause, und zwar vor allem Hilfeleistungen gegenüber Jungen, Hilflosen und Armen bevorzugt, so ist damit sehr deutlich nur die soziale Berufsteilung einer ganz bestimmten Gesellschaft, Zeit und Kultur beschrieben, zu der sich dann natürlich auch ganz spezifische charakterliche Eigenschaften auffinden oder gar erst in der Reflexion davon abstrahieren lassen: «Die Männer sind mittelbar oder unmittelbar von größerem Selbstdurchsetzungswillen und größerer Aggressivität, sie zeigen mehr Kühnheit und Furchtlosigkeit und größere Rauheit in ihren Manieren, ihrer Sprache und ihren Gefühlen; die Frauen zeigen sich mitleidiger und mitfühlender, furchtsamer und ästhetisch sensitiver, im allgemeinen gefühlsbetonter (oder jedenfalls in dieser Hinsicht ausdrucksvoller), moralistischer, beweisen aber selbst wiederum schwächere Kontrolle ihrer Gefühle» usw.¹

Man kann diese Abstraktion von einer bestimmten sozialen Wirklichkeit noch weiterführen und wie PHILIPP LERSCH (21; vgl. F. J. J. BUYTENDIJK, 18) den Geschlechtern verschiedene «Daseinsthematiken» und «Welthorizonte», der Frau eine mehr konkrete, gegenwartsverhaftete und in sich geschlossene Welt unter der Betonung des Persönlichen und Anschaulich-Individuellen, dem Mann dagegen eine offene, sich in Vergangenheit und Zukunft ausweitende Welt mit der Betonung des Sachlichen und Begrifflich-Allgemeinen zuordnen, immer schimmert durch diese vermeintlich allgemeingültigen Wesensprinzipien ihre Bedingtheit durch eine soziale Rollenverteilung gerade einer bestimmten kulturellen Tradition hindurch. Wenn MARG. MEAD (23 b) dagegen das Verhältnis der Geschlechter bei dem Südseestamm der Tschambuli so schildert, daß die Frau der selbst-

¹ Berichtet bei O. KLINEBERG, a. a. O., S. 269.